

Der Christkindvagant [Fortsetzung]

Autor(en): **Camenzind, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 50

PDF erstellt am: **13.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst 15. Dezember 1934
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Stadtwinkel.

Verborgен träumt ein winkliges Gemäuer,
Aus alten Zeiten ein ergrauter Rest,
Und mit ihm atmet seiner Stille Feier,
Wer sich des Ortes Ruhe überlässt.

Dort aber, wo des Gässleins Anstieg wendet,
Steht hoch ein Dom im blauen Himmelschein.
Der Winkel jedoch, der so Grosses spendet,
Träumt lächelnd weiterfort in sich hinein.

Nachtlied.

Dunkelheit und stille Leute,
Häuser gehn wie Blumen zu.
Doch in unbegrenzter Weite,
Sternenhimmel, leuchtest du.

Also ruht nun alles Kleine,
Was am Tage sich geregt,
Und es weitert sich alleine,
Was noch goldne Sterne trägt.

Der Christkindvagant.

Weihnachtserzählung von Josef Camenziend.

2

2. Im Walzwerk von Lufingen. —
Beinahe geköpft.

Das Nachtessen ist vorbei. Die Teller sind abgetragen, aber durch die Küche geistert noch der appetitliche Duft von Sauerkraut und durchzogenem Schweinefleisch. Aus dem Backofen rieselt der Wohlgeruch der Eierzöpfe, den Vorböten weihnachtlicher Waldbhofherrlichkeit.

Hinter dem Küchentisch sitzt der Misteliätti und liest im „Waldboten“. Er ist ein hoher, hagerer Mann mit rührend naiven Zügen, gutwettergläubigen Augen und einem Mund, über dessen geschwungene, leise geöffnete Lippen wie Festtagsglockenklang stets warmherzige Worte ins Werktagssleben hinaustönen. Der Metti arbeitet im großen Hammerwerk von Lufingen; er hilft nur in der Freizeit und in den arbeitstollsten Tagen der Ernte auf dem Hofe mit.

O, wie ich den Metti gern habe! Er ist so ein Guter, beinahe wie der Vater selig. Wenn er nicht Nachtschicht hat, bringe ich ihm regelmäßig das Mittagessen in die Fabrik, die, eine halbe Stunde vom Waldbhof entfernt, an den wilden Bergwassern des Flusses liegt. Im Hammerwerk kommt mir der Metti vor wie ein König. Ja, so steht er da an der Maschine, mitten im Dröhnen der Werkhalle, dem Glühen der Essen, dem ohrenbetäubenden Aufschlag der Hämmer, dem Zischen der rotglühenden Balken, die pfauchend und

rauchend ins Kühlbad fahren. Ja, in Lufingen ist das Königreich des Metti, zu Hause aber, im Regierungsbereich der Mistelimutter, fällt die königliche Würde von ihm ab wie sein blaues Arbeitsübergewändli.

In den sieben Monaten, die ich nun schon auf dem Hof lebe, habe ich den Metti nur einmal zornig gesehen, und das war damals, als ich ihm an einem heißen Augustmittag das Essen brachte. Er stand an der Maschine und zerschnitt dicke Eisenplatten. Langsam kam von oben ein großes, heilartiges Messer, sank immer tiefer und tiefer und fuhr plötzlich mit einem leisen, kaum hörbaren Knirschen in die Platten. Die Stücke fielen wie Fastnachtsrapfen auseinander.

Ich stand da und starrte mit einer Lust des Grauens auf das Messer, das wie eine unheimliche Zaubermacht ins Eisen fuhr. Durch mein Hirn fuhr der nervenzerrüttende Gedanke: wenn man da die Hand hineinlegen würde, oder das Bein, oder gar den Kopf? Ein Schauer kroch über mein Herz und lief kalt den Rücken hinauf.

Ich weiß nicht, war es die Augusthitze, war es das rasche Gehen auf der Landstraße nach Lufingen oder das Dröhnen und Lärmen der gigantischen Maschinen, oder war es alles zusammen, item, das mächtige Messer zog mich wie ein Riesenmagnet immer näher zu sich heran. Vor meinen Augen verschwamm plötzlich alles in nebelhafter Unklarheit. Nur das Messer sah ich, wie es wieder zur Höhe ging und dann

langsam, langsam sich senkte, im Glutlicht einer Esse wie Blut aufleuchtete und dann mich unheimlich angrinste. Auf einmal fühlte ich mich von der Seite gepackt und weggerissen. Klatzsch, klatzsch, brannten zwei Männerhände auf meinen Baden.

„Du Donnersterli abeinander! Du nichtsnutziger Bub, du! Kannst du um's Himmels willen nicht besser aufpassen?“

Ich öffnete die Augen. Vor mir stand freidebleich der Mistelivater

„Willst du dir wohl selber deinen dummen Grund von der Maschine abhauen lassen, du Löffelbub du!“

Ich starrte auf die Maschine. Ein Stücklein blaue Bubenschürze lag am Boden. Ich schaute an mir herunter, ein Stück meines Schürzens war weggerissen.

Der Mistelivater kramte im Eckförlbli und holte eine Tasse hervor.

„Donnerwetter! Seppli, von heute an kommst du mir nicht mehr an die Maschine. Ich esse da draußen im Lager-schuppen.“

Allmählich kam wieder Farbe in sein Gesicht. Er schüttete Kaffee in die Tasse, nahm sie an einem Ohr und hielt sie mir an den Mund.

„Da, trink, damit dir der Schreck vergeht!“

Ich trank in vollen Zügen. Es wurde mir wieder wohler. Der Netti stellte die Maschine ganz ab, und wir gingen hinaus zum Essen.

Abends hätte ich von der Mistelimutter beinahe zur Strafe Prügel bekommen, der Netti wehrte es ihr aber energisch.

3. Der Mörder von Sawiel. —

Wir haben Angst.

Nun sitzt Vater Misteli am Küchentisch und liest die Zeitung. Wir Buben stehen neben der Mistelimutter am Ofenloch und warten mit Sehnsucht, bis die Bauernbrote, Eierzöpfe und Eierreinge badreiß und goldgelb aus dem Ofen kommen.

„Heiliges Donnerwetter! Jetzt ist dieser Halsabschneider wieder aus dem Zuchthaus entflohen“, ruft da der Netti auf einmal mitten in unsere Eierzopferwartung hinein.

Wir gucken erstaunt zum Netti hinüber, und die Mistelimutter läßt einen Schrei ab, als ob schon ein Mörder hinter ihr her sei.

Der Netti deutet auf die Zeitung:

„Der Sawie'er Mörder ist aus dem Gefängnis entflohen.“

Die Mistelimutter reißt dem Netti das Blatt aus der Hand und guckt hinein. Ihre Augen wetterleuchten wie der Nachthimmel im August.

„Sternenmillionen abeinander! Wo haben denn die Polizisten, diese Teigaffen, ihre Nase? Hätten sie doch dem Kerli den Garauß gemacht, dann müßte man jetzt nicht wieder Angst haben, es komme am helllichten Tag so ein Scheusal aus dem Wald, um einem die Gurgel abzuschneiden“, wettert die Bäuerin in mächtigem Schreck.

Sie setzt sich, springt wieder auf, rennt an den Badofen und befiehlt dem Netti, nachzusehen, ob überall die Türen verriegelt sind.

Wir Kinder drücken uns ängstlich in die Ecke zur Mistelimutter. Die Eierreinge, die bald duftend und leuchtend

im gesunden Gold ihrer Züpfenfarbe den Ofen verlassen, finden nur noch unsere halbe Aufmerksamkeit. Unsere Gedanken sind jetzt beim entsprungenen Zuchthäusler. Wir Kinder wissen von der Mordgeschichte nur, daß ein Mann mit dem Küchenmesser im Rausch seine Frau getötet hat. Der Netti kommt endlich zurück; er schießt uns ins Bett. Wir getrauen uns kaum mehr, die Stiege hinauf zur Schlafkammer zu klettern. Die Mistelimutter kommt mit der Petrolampe voran und leuchtet uns, dann geht sie wieder hinunter in die Küche.

Wenn nun der schreckliche Mörder während der Nacht ins Haus einbricht? Der Gedanke verwürgt mich beinahe. Es ist kalt in der Kammer. Ich verkrieche mich unter die Federdecke, ziehe die Beine hinauf und lausche angstvoll in die Nacht hinaus. Nachzend legt sich der Uli neben mich ins Bett. Bald höre ich seinen ruhigen Atem. Ich kann noch nicht schlafen. Einmal schlägt der Hund an. Ich höre ein Geräusch, als ob sich jemand hinter dem Hause am Zugbrunnen zu schaffen mache, höre den Hund wieder wie toll bellen, dazwischen tönt von der Schlafkammer der Pflegeeltern herauf die Stimme des Netti. Ich rüttle den Uli, doch der streckt nur seine Glieder und dreht sich auf die andere Seite; er schläft wie ein Klotz. Allmählich wird wieder alles ruhig. Endlich schlafe ich ein.

4. Mehrgeten auf dem Waldhof. —

Das geheimnisvolle Gesicht.

Wie ich am Morgen in die Küche trete, finde ich dort schon den Mehrgger Jöggi. Er plaudert mit der Bäuerin um wegt seine Messer am langen, dolchförmigen Mehrgstein, den er am Gurt trägt. Auf dem Kochherd strudelt im großen Waschkübel das Wasser. Die Mistelimutter steht auf dem Stuhl und kramt zuoberst im Küchengänterli in allerlei Gewürzsäcklein und alten Büchsen. Neben dem Herd steht eine mächtige Schüssel Salz. Am Küchentisch schnebelt Uli Zwiebeln. Ich muß lachen, denn er verzieht sein Gesicht ob dem Zwiebelgeruch, und über seine Baden lugelt in zwiebelhaftiger Lebendigkeit Träne um Träne. Die Vorbereitung zur Mehrgeten ist im vollen Gang. Niemand spricht mehr vom entsprungenen Mörder. Der Netti ist schon seit sechs Uhr im Hammerwerk. Jetzt geht Uli in den Stall. Er treibt die dreivierling dicke, schlagreife Sau zum Schlachtplatz, einem eisernen Ring, der mitten im Hof in den Boden einzementiert ist. Das Schwein gehorcht ungern, als ob es den Tod ahne. Uli zieht es am Strick, dann an den Ohren. Das Tier schreit erbärmlich. Der Mehrgger kommt aus der Küche; in der Hand hält er ein großes Messer. Hans Uli bindet das Schwein an den Ring. Es heult zetermordio. Jöggi legt das Messer weg und langt nach einem schweren Hammer. Das Schwein schreit zum Erbarmen. Ich kann die Todesangst des Tieres nicht mehr ansehen. Ich springe rechts neben den Stall und drehe mich gegen den Wald. Krampfhaft verstopfe ich mit beiden Zeigfingern die Ohren.

Wie ich wartend gegen den Tannenwald gucke, sehe ich am Waldrand zwischen dem blattlosen Unterholz plötzlich ein bärartiges Männergesicht auftauchen, nur einen blizschnellen Augenblick lang, dann verschwindet es wieder. Ich schaue nochmals hin. Ich sehe nichts mehr. Habe ich mich wohl getäuscht?

Vom Hause her heult ein langer, Mark und Bein durchdringender Schrei, dann ein ersterbendes Grunzen. Ich drehe mich um und gehe zum Schlachtplatz. —

Am Boden liegt die tote Sau. Auf der Stirne ist ein dunkelblauer Fleck, und am Hals klappt eine lange, schmale Wunde, aus der ein warmes Blutbächlein durch den nebelseuchten Dezembertag in eine Pfanne sprudelt. Die Mistelimmutter rührt eifrig mit einer Kelle im dampfenden Blut.

Bald herrscht ein eifriges Arbeiten auf dem Waldbhof.

Das sonderbare Männergesicht am Waldrand ist ganz meinem Gedächtnis entschwunden.

Wir Buben haben alle Hände voll zu tun. In der Küche wird geknetet, gewurstet, gesotten und gesalzen. Das ganze Haus duftet von Gewürz, von Wurst und Fett und Anken.

Beim Mittagessen herrscht am ganzen Tisch fröhliches Wetter. Der Netti ist extra zum Essen heimgekommen. Die Mistelimmutter ist wunderbar gut im Strumpf, lacht, erzählt Wiße, läßt ihr Nasentröpflein doppelt leuchten und legt mir, o Wonne, das Sauchwänzlein in den Teller. Nach dem Essen meint sie gutgelaunt zu mir:

„Seppli! Wenn du die Rüben geschnebelt hast, kannst du mit einem Züpfenring zum Gottebruder nach Hawiel gehen. Er hat eine Züpf bestellt als Gutjahr für den Göttibuben. Du kennst doch den Weg?“

„Ich glaube, ja!“ antwortete ich freudig.

„Du mußt in Friedstetten bei der Kirche und der Anstalt vorbeigehen, dann kommst du auf die rechte Straße, gelt?“

„Ja, Mistelimmutter.“

In meiner Seele gibt es einen mächtigen Ruck. Es ist mir auf einmal, als gingen für mich alle Türen der Welt auf. Nach Hawiel darf ich! Ganz allein zum Gottebruder nach Hawiel! Ich jauchze vor Freude. Ein Appetit nach der Landstraße überkommt mich. Eine Abenteuerlust voll Herbeheit und Kinderzüge sprudelt durch mein Herz. Ueber allem Glück aber leuchtet wie ein Morgenrot die Christkindsehnsucht meines Bubenlebens. Was hat mir doch gestern der Uli gesagt? Das Christkind hole seine Bäumchen im Friedstetterwald, bei der Brunnstube? O, das Christkind will ich unterwegs antreffen, ganz sicher!

Das Rübenschnegeln geht mir heute erstaunlich flink von der Hand. Es ist, als ob ungekannte Kräfte, losgelassen durch das kleine Schlüsselchen der Freude, aus verborgenen Türen in meine Muskeln schießen.

„Ja, das Christkind treffe ich sicher! Ganz sicher treffe ich es!“ (Schluß folgt.)

Gotthelf-Spruch.

Das ist eben das große Unglück, daß man meint, unter anderem Tuche seien auch andere Herzen.



Léopold Robert: Pêcheurs de l'Adriatique. (Museum Neuenburg.)

Ein Kinderherz.

Von Edgar Chappuis.

Dezembermitte. Aus tiefhängenden Wolkenfetzen rinnt unablässig mit Regen vermischter Schnee auf den schwarzglänzenden Asphalt der menschenerfüllten Straßen, in denen sich der Vorweihnachtsverkehr staut.

Die Schaufenster prangen in verlockendem Schmucke, glänzen und gleihen in allen Farben des Regenbogens, denn wann wäre auch bessere Zeit um zu kaufen und zu schenken? —

An einer Straßenecke, kaum vom vorspringenden Balkon etwas von der Unbill der Witterung geschützt, steht ein alter blasser Mann, fröstelt, hüstelt aus hohlen Wangen, daß ihm die rotumrandeten Augen tränen. Kalt ist es und alle rennen achtlos an ihm vorüber, der das ruhelose Hasten betrachtet, den Kopf schüttelt und wartet, ob in dieser gebefrohen Zeit auch etwas für ihn übrig bleibt.

Autotüren werden aufgeschlagen, Herren und Damen in kostbaren Pelzen, ein Bündel Pakete in der Hand, steigen ein, flitzen davon. Männer, Frauen, Kinder stehen festgebannt vor der Herrlichkeit, die auf Absatz wartet, und dort an der Front des riesigen Warenhauses steht gar ein Transparent „Die heilige Nacht von Bethlehem“, sternüberstrahlt, weihnachtsbaumumkränzt.

Wie eilig es die Menschen haben! Wie sie sich drängen und stoßen, als sei jeder dem andern im Wege! Und doch heißt es „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen“.

Die alten, gichtgekrümmten Hände des Bettlers sind flamm. Ein Eishauch kriecht ihm wie Todesahnen den Rücken herauf, daß er zittert. Sieht man ihn nicht? Hat man keinen Zwanziger, keinen Zehner übrig?

Die Wolken weinen weiter, der Wind bläht schief und böse. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ — aus dem blechernen Riesenmaul eines Grammophons hinaus in die Unrast geplärrt, wie ein Distant.

Die Masse staut sich, der Schutzmann spielt den Hampelmann, der die Verkehrszeichen genau und sachgemäß abliert. Der Alte schaut kaum mehr auf, bläht sich in die